

Schreibaufgabe: Uniformen/Dresscodes

Ein bunter Reigen von Menschen taucht bei diesem Stichwort aus meiner Erinnerung auf:

Da ist Schwager Peter, der auf der Hochzeit meiner Schwester als Freund des Bräutigams zu Gast war und gleich das Herz meiner anderen Schwester gewann, sicher nicht nur wegen seiner schmucken Uniform, aber was Besonderes war es schon in unserer Familie, die mit militärischen Uniformen bislang nichts zu tun gehabt hatte. „Kapitän zur See“ war Peter zwar nicht, doch als Kadett (hieß das so?) in der militärischen Ausbildung auf dem Schulschiff „Gorch Fock“ macht man schon was her. Mein Vater war zu jung gewesen, um in den Krieg zu ziehen – ihn erreichte nur noch der Volkssturm. Meinen Opa sah ich nur auf alten Fotos in Uniform, ebenso später meinen Schwiegervater. Sie wirkten sehr fremd auf mich.

Dann ist da Volker H. in Polizeiuniform, der im Rahmen der Schule für Mobbing- oder Drogenprävention zuständige Beamte, der gelegentlich in der Pause im Lehrerzimmer saß und auch in meinen Klassen entsprechende Vorträge hielt.

Aus meiner frühesten Kindheit taucht unser alter Hausarzt im weißen Kittel auf, der mich leider nicht nur gegen Pocken geimpft, sondern auch gegen weiße Kittel traumatisiert hatte. Eine Zeitlang soll ich panische Angst vor weißen Kitteln gehabt haben – auch wenn darin nur der Drogist oder der Optiker steckte. Eine solche Traumatisierung war vermutlich kein Einzelfall und ist vielleicht auch ein Grund dafür, dass wenigstens die Kinderärzte irgendwann dazu übergingen, ganz normale Kleidung zu tragen, ohne einen weißen Kittel darüber.

In meiner Jugend begegnete ich geballter Uniformität alljährlich bei einer religiösen Jahresversammlung der Freikirche, zu der meine Eltern gehörten: Den Diakonissen in schwarzen Trachten mit weißen Hauben. „Pinguine“ nannten wir sie manchmal respektlos. Es war gar nicht so leicht, diese Frauen auseinanderzuhalten, da sie in ihrer Kleidung nicht zu unterscheiden waren. Doch an das eine strahlende Gesicht erinnere ich mich noch bis heute, eins der wenigen jungen Gesichter unter der Haube. „Die süße Schwester“, so nannte ich sie und überlegte damals, mit dreizehn Jahren, ob ich nicht selbst einmal Diakonisse werden soll.

In den Reigen der Uniformträger meiner Biografie gehören auch die Geistlichen in ihren schwarzen Talaren. Mein Vater war jedoch freikirchlicher Pastor und als solcher trug er keinen Talar, sondern hatte nur einen Sonntagsanzug an, wenn er den Gottesdienst leitete. Wenn er allerdings mal einen befreundeten Pfarrer der Landeskirche vertrat, trug er einen Talar – und fand das selbst ganz gut. Ich fand ihn eher fremd, als ich ihn auf einem Foto so sah. Inzwischen bin ich selbst gelegentlich im Ehrenamt als ordinierte Predigerin in meiner reformierten Gemeinde tätig und könnte bei dieser Tätigkeit einen Talar tragen. Doch das habe ich nie ernsthaft erwogen. Ich wollte bewusst nicht den Pastor/die Pastorin kopieren, sondern meine Rolle als Laienpredigerin auch in der Kleidung deutlich machen, mit der ich auf die Kanzel steige. Freilich, manchmal wäre es erleichternd, einfach diesen schwarzen Talar über meine Klamotten zu ziehen und gleich ansehnlich zu sein, ohne am Morgen überlegen zu müssen, was ich anziehe und welches bunte Tuch dem dunkel gehaltenen Outfit am angemessensten Farbe verleihen könnte. Im Nachhinein finde ich das auch bei Nonnen oder Diakonissen durchaus reizvoll – diesen Verzicht auf die Individualisierung durch Kleidung, auf die allmorgendliche Frage, was ich denn heute anziehe, um meine Stimmung zum Ausdruck zu bringen oder eine bestimmte Wirkung zu erzielen. Jetzt, als Pensionärin im Lockdown, ist das alles nicht mehr so relevant wie zu Schulzeiten und ich habe sogar die Jogginghose entdeckt als bequeme Alternative zur Jeans. Bei Zoom-Veranstaltungen sieht man ohnehin kaum etwas von der Kleidung.

Noch mal ein Blick zurück – wie war das bei mir mit dem Bedürfnis dazu zu gehören und bestimmte Kleidungsstücke zu tragen, die einfach „in“ waren? Meine Eltern waren da eher restriktiv. Ich

erinnere mich, wie ich – des Nähens unkundig und ohne mütterliche Unterstützung - an der uralten Singer-Nähmaschine meiner Mutter eine schwarze Cordjeans mit normalem Schnitt an den Seiten einnähte, um sie in die damals angesagte hautenge Form zu bringen. Lange Haare, enge Cordhosen und knöchelhohe Lederboots, dazu einen Bundeswehrparka, das trug man(n) in meinem Gymnasium, als ich in der Mittelstufe war. Wenigstens meine Cordhose sollte diesem „Dresscode“ entsprechen. Bis zur ersten Levis- oder Wrangler-Jeans aus dem Jeansladen dauerte es noch ein Jahr, dann gehörte ich endlich zu den Jeansträgern dazu. Beim Einkauf musste Frau darauf achten, dass der Reißverschluss nur mit Mühe zging, denn nur so war gewährleistet, dass die Jeans auch nach einigen Tagen noch eng genug saß. Damals trugen Erwachsene noch keine Jeans. Doch das änderte sich im Laufe der Jahrzehnte. Irgendwann, mit sechzig oder siebzig, trug sogar mein alter Vater gerne „Jeanshosen“, weil man damit „immer angezogen“ sei. Er trug sie freilich mit Hosenträgern, so wie er es immer schon mit allen Hosen zu tun pflegte. Er mochte keine Gürtel. Dabei waren Hosenträger nicht „in“ und ich fand das schon als Kind eher peinlich. Aber „ein echter deutscher Mann trägt Hosenträger“ – diesen Ausspruch zitierte er dann des Öfteren.

Ganz unverhofft sehe ich mich selbst in dem bunten Reigen der Uniformträger. Nach meinem Abitur hatte ich eine Ausbildung zur Schwesternhelferin gemacht, um in den Semesterferien jobben zu können. Vom Deutschen Roten Kreuz wurde uns mit Haube, Kleid und Schürze eine Schwesterntracht gestellt. Ich habe sie allerdings nur wenige Wochen getragen. Immerhin, ein Foto gibt es davon.

Und noch ein Bild taucht plötzlich auf: Meine Schwestern und ich, jeweils ein Kopf Unterschied in der Größe, aber im gleichen Dirndl. Meine Mutter hatte ihre Freude daran, uns Dreien von einer Schneiderin gleiche Sonntagskleider nähen zu lassen – vor allem mit unseren Dirndlkleidern fielen wir als „Dreimäderlhaus“ in der Öffentlichkeit auf und waren ab und zu Fotomotiv. Aber damit war Schluss, als ich 13 war und die Zeit der Miniröcke und der Jeans endlich auch für mich begann.

Da ist es nun, dieses Sammelsurium bunter Gestalten und Bilder zum Thema Uniform. Etwas ungeordnet haben sie sich aus meiner Erinnerung aufs Papier gedrängelt. Ich könnte daraus eine kleine, zeitlich geordnete Parade machen oder einen bunten Karnevalszug. Angeführt würde er von den weißen Kitteln, gefolgt von schwarzen Talaren und Diakonissen unter weißen Hauben mit Genickschussbremsen (früher: Kussbremsen). Zwischendrin tanzen drei süße Mädchen im rotweißen Dirndl, bevor dann die langhaarigen „Gammler“ die bürgerliche Idylle aufmischen und ein dünner Teenager mit langen Beinen und zu kurzem Rock Ärger mit dem frommen Papa bekommt. Und am Rande dieses langen, kaum enden wollenden Zuges durch sechs Jahrzehnte der Erinnerung stehen die Zuschauer und tragen mit FFP2-Masken eine lästige Uniformierung in ihren Gesichtern...

Esther